

# DIE MACHT DER GEMEINSCHAFT

Der Mensch braucht die Gruppe. Ohne Mitmenschen kann er nicht leben, Einsamkeit macht ihn buchstäblich krank. Was sagt die Forschung über uns hypersoziale Wesen?

TEXT: KATHARINA JAKOB

Homo Heidelbergensis kooperierte vermutlich schon vor 400 000 Jahren bei der Großwildjagd – ein Schlüssel zum Erfolg der Gattung Mensch.



Heute können wir uns mit einer unbegrenzten Anzahl Menschen vernetzen. Trotzdem steht das Individuum stärker im Mittelpunkt als je zuvor.

# E

in 76-jähriger Mann marschiert in Iowa in eine Bank und überreicht dem Kassierer einen Zettel mit der Aufforderung, ihm zwei 50-Dollar-Scheine zu geben. Dann setzt er sich draußen ins Auto und wartet auf die Polizei. Als die Beamten eintreffen, will er nur eines: zurück in den Knast, wo er schon einmal war. Er habe niemanden auf der Welt und könne die Einsamkeit nicht mehr ertragen. So geschehen im Jahr 2000 in Council Bluffs, einer Kleinstadt in Iowa.

Menschen brauchen einander, selbst um den Preis ihrer Freiheit. Isoliert von anderen haben sie ein hohes Risiko, vor der Zeit zu sterben. Daran lassen medizinische Studien keinen Zweifel. Doch wo liegen die Wurzeln unseres sozialen Wesens? Warum hat uns die Evolution nicht zu Einzelgängern geformt, so wie beispielsweise Tiger, die sich nur zur Paarungszeit treffen?

## DIE GEBURTSTUNDE DES WIR

Mit diesen Fragen beschäftigt sich der amerikanische Anthropologe Michael Tomasello. Bis 2018 war er Co-Direktor am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig und leitete dort das Primatenzentrum. Mithilfe unserer nächsten Verwandten, der Schimpansen und Bonobos, erforschte er den Ursprung des menschlichen Gemeinschaftssinnes. Und kam zu dem Schluss, dass die Umwelt den ersten Menschen nur zwei Optionen gelassen hat: zusammenzuarbeiten oder zugrunde zu gehen.

Schon vor zwei Millionen Jahren gingen die Frühmenschen aufrecht, hatten große Gehirne und gebrauchten ihre Hände, um Werkzeug herzustellen. Aber sie waren weit davon entfernt, eine dominante Art zu sein. Im Gegenteil: Eine Vielzahl von Affenarten machte ihnen das Essen streitig. Auch in der Nahrungskette rangierten sie nur auf den mittleren Plätzen. Kleinere Tiere konnten sie erbeuten,



Eine Gruppe Bonobos im Kongo verspeist gemeinsam Palmfrüchte. Die Tiere sind extrem sozial und auch Fremden gegenüber hilfsbereit.



## Im Reich der Singles

Bis in die 1960er-Jahre lag die Zahl der Ein-Personen-Haushalte in westlichen Ländern konstant um zehn Prozent; dann stieg sie rapide an. In Schweden lebte 2016 in 52 Prozent der Haushalte nur eine Person – Rekord.

gegen Säbelzahn tiger, Wölfe und Bären hatten sie keine Chance.

Das allerdings hat sich vor rund 400 000 Jahren grundlegend geändert, vermutet Tomasello. Eine Frühmenschenart, womöglich Homo heidelbergensis, begann, in Gruppen zu jagen und koordiniert vorzugehen. Dadurch wagte sie sich erstmals auch an Großwild heran. Was einer allein nicht schaffte, gelang im Kollektiv. Tomasello verweist dabei auf Studien der Anthropologin Mary Stiner aus Arizona, die in der israelischen Qesem-Höhle an Knochen mächtiger Tiere wie Auerochsen menschliche Bearbeitungsspuren fand. Stiner schloss zudem aus der Machart früher Holzspeere auf eine Jagdtaktik, die enge Kooperation erforderte. Einzelne Jäger hätten solche Speere nicht effektiv einsetzen können, schon gar nicht gegen Großwild.

Doch auch die gemeinsame Jagd blieb ein gefährliches Unterfangen. Es kam entscheidend darauf an, dass aufeinander Verlass war. Wer nicht kooperierte, fand keine Jagdpartner und ernährte sich kümmerlicher. So entstand eine regelrechte Auslese kooperativer Gefährten. Ein Jäger musste nicht nur zuverlässige Partner finden, sondern auch selbst einer sein. Das machte ihn abhängig von der Einschätzung anderer: Galt er als Trittbrettfahrer, der sich in die Büsche schlug, sobald Gefahr droht? Oder als zuverlässiger Gefährte, der den Speer auch dann noch warf, wenn es eng wurde? Die Zusammenarbeit schuf ein Gespür für Fairness. Es war, in Tomasellos Worten, die Geburtsstunde des Wir.

Doch Homo heidelbergensis war nicht allein auf weiter Flur. Bis vor etwa 100 000 Jahren existierten mindestens sechs verschiedene Menschenarten, die ausschwärmten und sich begegneten. Es gab Konkurrenz durch andere Gruppen mit ähnlich großen Gehirnen. Lockere Jagdverbände schlossen sich enger zusammen, beschützten ihre Mitglieder, ►

15

schufen eine gemeinsame Identität. »Wenn wir alle aufeinander angewiesen sind«, so Tomasello, »müssen wir uns auch alle umeinander kümmern.«

DAS WIR-GEFÜHL FÜR FREMDE

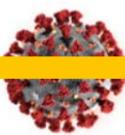
**I**sland, im Mai 2011: Ein deutscher Tourist irrt nach dem Ausbruch des Vulkans Grímsvötn orientierungslos in einem Wandergebiet herum. Er kann noch einen Notruf mit dem Handy absetzen, dann verliert sich seine Spur. Rettungsmannschaften starten eine Suchaktion, an der sich auch 60 Helfer aus ganz Island beteiligen. Einheimische, die den Touristen gar nicht kennen. Aber das spielt keine Rolle. Ein Mensch ist in Lebensgefahr, einer von derselben Art. Und deshalb lassen die Isländer alles stehen und liegen und suchen so lange, bis der Mann gerettet ist.

**Zigaretten am Tag** zu rauchen erhöht das Risiko eines frühen Todes ähnlich stark wie soziale Isolation. Zu diesem Schluss kommt die Psychologin Julianne Holt-Lunstad von der Brigham Young University.

Tomasello und seine Kollegen bezeichnen dieses Verhalten als Ultrasozialität. Bei Schimpansen kommt sie nicht vor, schon gar nicht, wenn es um Fremde geht. Wie Studien zeigen, reagieren sie aggressiv auf unbekannte Artgenossen. Doch die Neigung, auch Fremden zu helfen, hat sich nicht erst bei Menschen entwickelt.

Genetisch genauso eng mit uns verwandt sind Bonobos, die Schwesternart der Schimpansen. Sie gelten als friedliebende Spezies mit einem ausgeprägten Sozialverhalten. Bonobos kopulieren bei jeder sich bietenden Gelegenheit, um Gruppenkonflikte schon im Keim zu ersticken.

Brian Hare, Anthropologie-Professor in North Carolina und ein ehemaliger Mitarbeiter von Tomasello, hat in seinen Studien 2016 und 2017 allerdings Verblüffendes zutage gefördert: Bonobos zeigen auch einen ausgeprägten Hang zu Fremden. Sie tei-



Corona – Pandemie der Einsamkeit?

**PSYCHISCHE GESUNDHEIT** Home Office und Kontaktbeschränkungen, Abstandsregeln und Quarantäne: Die Maßnahmen gegen das neuartige Corona-Virus reduzieren die Zahl unserer zwischenmenschlichen Begegnungen deutlich. Viele Psychologen warnen vor den Folgen des **Social Distancing** für die psychische Gesundheit – und fürchten, dass uns das Einigeln in den eigenen vier Wänden zur ungesunden Gewohnheit wird.

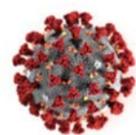
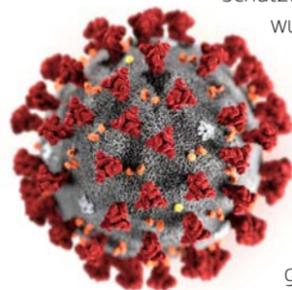
Tatsächlich existieren bereits wissenschaftliche Erhebungen aus den ersten Monaten der Krise. Das Sozio-Ökonomische Panel des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung befragte im April diesen Jahres 3599 Menschen dazu, wie die Corona-Krise ihre Stimmung beeinflusste. Das Ergebnis: Die Zufriedenheit mit der eigenen Gesundheit nahm zu, die Lebenszufriedenheit blieb gegenüber dem Vergleichsjahr 2017 konstant. Allerdings fühlten sich viele Befragte **signifikant einsamer**. »Eine Person, die im April 2020 durchschnittlich

einsam ist, hätte im Jahr 2017 zu den 15 Prozent der einsamsten Menschen in Deutschland gezählt«, heißt es im Bericht des Panels. Vor allem Alleinerziehende und Jugendliche litten unter der Beschränkung ihrer sozialen Kontakte.

Auch Studien aus anderen Ländern unterstreichen: Insbesondere Kinder und **junge Menschen** laufen Gefahr, während der Corona-Krise unter Stress und Ängsten zu leiden. Für eine Übersichtsarbeit werteten britische Forscher 63 Studien aus aller Welt aus, welche die Auswirkungen von Einsamkeit und Abschottung auf gesunde Kinder und junge Erwachsene beleuchteten. Die meisten Studien zeigten einen klaren Zusammenhang zwischen Gefühlen der Einsamkeit und späteren psychischen Problemen, insbesondere **Depressionen**. Je länger die Situation andauerte, desto größer war die Belastung.

Und wie schlagen sich ältere Menschen, deren soziales Netz ohnehin oft löchriger ist? Forscher aus den USA befragten dazu 833 Probanden jenseits der 60. Rund ein Drittel von ihnen gab an, sich seit Beginn der Pandemie einsamer zu fühlen als zuvor; auch das Zusammenleben mit anderen schützte nicht davor. Zum Ausgleich wurden die **Senioren** jedoch aktiver in sozialen Netzwerken, schickten mehr Emails und Textnachrichten. Und: Je älter sie waren, desto gelassener nahmen sie die Situation hin.

Für alle Altersgruppen gilt: Sie verbringen nicht nur weniger Zeit mit Freunden und Familie. Auch die Zahl **lockerer Alltagskontakte** sinkt. Dabei sind Erlebnisse wie ein Plausch beim Bäcker nachweislich gut für unsere Gesundheit und machen uns zufriedener. Sie geben uns ein Gefühl der Heimat, das durch Videokonferenzen und Teamchats nicht zu ersetzen ist.



Die meisten historischen Gesellschaften kannten keine Privatsphäre. Wikinger etwa lebten in offenen Holzhäusern mit zentraler Feuerstelle und Pritschen an den Wänden.

len ihr Futter sogar lieber mit einem unbekanntem Artgenossen als mit einem aus ihrer Gruppe. Auch helfen sie einem fremden Bonobo bereitwillig, an Futter zu kommen. Was haben die Tiere davon? Ein größeres Netzwerk, sagt Hare – neue Freunde, die einem vielleicht selbst mal zu Hilfe kommen.

Genau diese Fähigkeit, mit Wildfremden zu kooperieren, hat den kometenhaften Aufstieg des Menschen erst ermöglicht. Nur so konnten sich große Gesellschaften bilden. Davon ist der israelische Historiker Yuval Noah Harari überzeugt. Kleingruppen schaffen keine Weltreiche und entwerfen keine Handelsnetze. Sie profitieren nicht vom Wissen anderer, die in weiter Ferne wohnen.

Die Vernetzung menschlicher Gemeinschaften über weite Distanzen hat eine lange Tradition. Schon in der Bronzezeit wanderten Frauen jahrhundertlang aus Böhmen nach Oberbayern, um sich dort niederzulassen. Das zeigen Isotopen-Analysen von Zahnfunden im Lechtal (P.M. 05/2019). Jede Umgebung weist ein spezifisches Verhältnis unterschiedlich gearteter Sauerstoff- oder Strontiumatome (Isotope) auf, das sich in Knochen, Haaren und Zähnen der Einheimischen widerspiegelt. Wandert ein Mensch in eine fremde Region aus, herrscht dort ein anderes Isotopenmuster vor, das sich in seinen Zähnen nicht wiederfindet. So war auch bei den Frauen aus Böhmen. Ob sie mit den bayrischen Männern Familien gründeten oder aus anderen Motiven kamen, lässt sich nicht mehr feststellen. Aber die Grabfunde belegen, dass sie bestattet wurden wie Einheimische. Offenbar waren sie willkommen.

VOM WIR ZUM ICH

**U**m Mensch zu sein, mussten wir also zunächst Herdentiere werden. Doch heute sind wir beides zugleich: Gemeinschaftswesen und Individuen. Wann tauchte der Wunsch auf, als eigenständige Person betrachtet zu werden? Noch im Mittelalter waren Menschen niemals allein, egal welcher Schicht sie angehörten. Familienmitglieder schliefen alle gemeinsam in einem Raum. Selbst Adlige kannten keine Privatsphäre. Ein junger Baron verbrachte seine Nächte in der großen Halle, zusammen mit anderen Männern, schreibt Harari in seinem Buch »Eine kurze Geschichte der Menschheit«: »Er war immer sichtbar und wusste nicht, was Individualismus bedeutete.«

Das änderte sich ab der Renaissance. Zwar hatten schon antike Philosophen wie Aristoteles das



Enge soziale Kontakte, etwa in der Familie, halten fit: Sie beugen beispielsweise einer Demenz vor.

FOTOS: GETTY IMAGES (2); ILLUSTRATIONEN: ALAMY



Links: Basketball-Superstar LeBron James (l.) klatscht seinen Mitspieler JaVale McGee ab. 2020 wurden die beiden mit den LA Lakers US-Meister. Die Forschung sagt: Viel Körperkontakt im Team könnte dabei geholfen haben. Rechts: Beim Fussball und anderen Mannschaftssportarten werden Erfolge mit Menschenhaufen bejubelt – bei Profis und Amateuren gleichermaßen.



Individuum beschrieben. Doch es fand seine Erfüllung nur in der Gemeinschaft. Denker wie Epikur, die das Alleinsein schätzten, gab es kaum. Und die christliche Kirche tolerierte Einsamkeit nur, wenn sie gottgeweiht war wie bei den Eremiten.

Doch dann, in der Renaissance, diese unerhörten Worte: »Das Größte in der Welt ist, sich selbst gehören zu können«, schrieb Michel de Montaigne, ein französischer Philosoph. Plötzlich begriff sich da ein Mensch als glücklicher Solist. Er musste sich zwar weiter den gesellschaftlichen Zwängen fügen, doch das Alleinsein schuf einen Rückzugsraum für seine Seele. Das waren enorm moderne Gedanken. Denn der Zwiespalt, den Montaigne so beschrieb, treibt uns noch heute um: »Nichts in der Welt ist so ungesellig und zugleich so gesellig als der Mensch.«

**WERDEN WIR IMMER EINSAMER?**

**H**eute gilt die Einsamkeit als Volkskrankheit, mit alarmierend steigenden Zahlen. Doch für diese Behauptung gibt es keine stichhaltigen Belege. Erst das Social Distancing während der Corona-Pandemie hat zu einem Anstieg von subjektiv empfundener Einsamkeit geführt (siehe Kasten S. 26). Davor sanken die Zahlen sogar leicht. Das zeigen die Daten des sozioökonomischen Panels (SOEP),

einer jährlichen repräsentativen Befragung unter 30 000 Deutschen, von denen 10,5 Prozent im Jahr 2013 angaben, sich einsam zu fühlen. Als die Frage im Jahr 2017 erneut gestellt wurde, waren es 9,5 Prozent. Das ist nicht nur ein leichter Rückgang, sondern bedeutet im Umkehrschluss auch: Eine große Mehrheit von rund 90 Prozent fühlte sich vor der Corona-Krise nicht allein.

Auch die Tatsache, dass die häufigste Wohnform in Deutschland mit 41 Prozent der Singlehaushalt ist, taugt nicht als Beleg für die wachsende Vereinsamung unserer Gesellschaft. Wer allein wohnt, hat vielleicht nur eine Lebensform gewählt, die beides ermöglicht: Rückzug und Gemeinschaft. Befragungen in einer Vielzahl von Ländern zeigen: Wie viele Menschen sich zumindest gelegentlich einsam fühlen, hängt nicht damit zusammen, wie hoch die Zahl der Alleinlebenden ist.

Es ist wichtig, zwischen subjektiv empfundener Einsamkeit und sozialer Isolation zu unterscheiden. Einsamkeit ist ein Gefühl, das alle Menschen irgendwann erleben, etwa in der Pubertät. Und so mancher fühlt sich selbst in Gesellschaft mutterseelenallein. Soziale Isolation hingegen bedeutet das tatsächliche Fehlen von persönlichen Beziehungen, wenn Menschen nicht in gemeinschaftliche Netzwerke eingebunden sind.

Dabei gibt es einen starken Zusammenhang zwischen sozialer Isolation und Armut. Und zwar nicht nur, weil armen Menschen das Geld fehlt, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen, sondern auch, weil Mittellosigkeit mit der Angst vor Stigmatisierung einhergeht. Dann ziehen sich arme Leute aus Scham zurück und meiden soziale Kontakte.

Soziale Isolation ist also kein privates, sondern ein gesellschaftliches Problem. Das 2018 eingerichtete Einsamkeitsministerium in Großbritannien mit seinen Hilfsangeboten kann nicht wieder gutmachen, was jahrzehntelange drastische Kürzungen im britischen Sozialhaushalt zerstört haben. Wenn Begegnungsstätten dichtmachen, Busse nicht mehr fahren, steigende Mieten Bürger in Randlagen drängen, Pflegekräfte gespart und Gelder für Sozialprojekte gestrichen werden, fallen Menschen aus ihrem sozialen Netz, mit verheerenden Folgen.

**W**as sie anrichten kann, hat eine Fülle von Forschungsarbeiten nachgewiesen. Die US-Psychologin Julianne Holt-Lunstad führte 2015 eine Meta-Analyse von rund 70 Studien durch. Ihr Ergebnis: Bei sozial isolierten Menschen ist das Risiko eines frühen Todes um knapp 30 Prozent erhöht. Die Studie eines finnisch-schwedischen Forschungsteams, das 2018 rund 480 000 britische Bürger untersuchte, bestätigte diesen Befund, allerdings mit einer Ergänzung: Die Gefahr, nach einem Herzinfarkt oder Schlaganfall zu sterben, steigt bei sozial isolierten Personen stark an – nicht aber bei Menschen, die sich als einsam bezeichnen.

Auf sozialen Ausschluss reagiert der Organismus mit allen Anzeichen einer chronischen Stresserkrankung: Der Cortisol-Spiegel bleibt dauerhaft erhöht und reguliert sich nicht mehr von selbst. Im Körper herrscht Daueralarm. Die Folge sind Schlafprobleme, ein geschwächtes Immunsystem, erhöhte Entzündungswerte und geschädigte Arterienwände, die wiederum Bluthochdruck begünstigen. Betroffene erkranken öfter an Herzinfarkten, Fettleibigkeit und Depressionen.

**BITTE ANFASSEN!**

**D**ie archaischen Zeiten der gemeinsamen Jagd, die nach Teamplayern verlangte und nur durch Koordination und Fairness zum Erfolg führte, leben im Mannschaftssport weiter. Sportteams jagen gemeinsam nach Trophäen und Medaillen. Sie wollen ihre Gegner besiegen, beloh-



Michel de Montaigne (1533 – 1592), französischer Philosoph, betrachtete den Menschen sehr früh nicht nur als Teil der Gesellschaft, sondern als In-

nen Fairplay und ahnden Fouls. Wer keinen Teamgeist zeigt, darf nicht mitspielen. Bei Erfolgen fällt man sich um den Hals, klopft sich auf die Schultern oder wirft sich gleich auf einen Berg von Leibern.

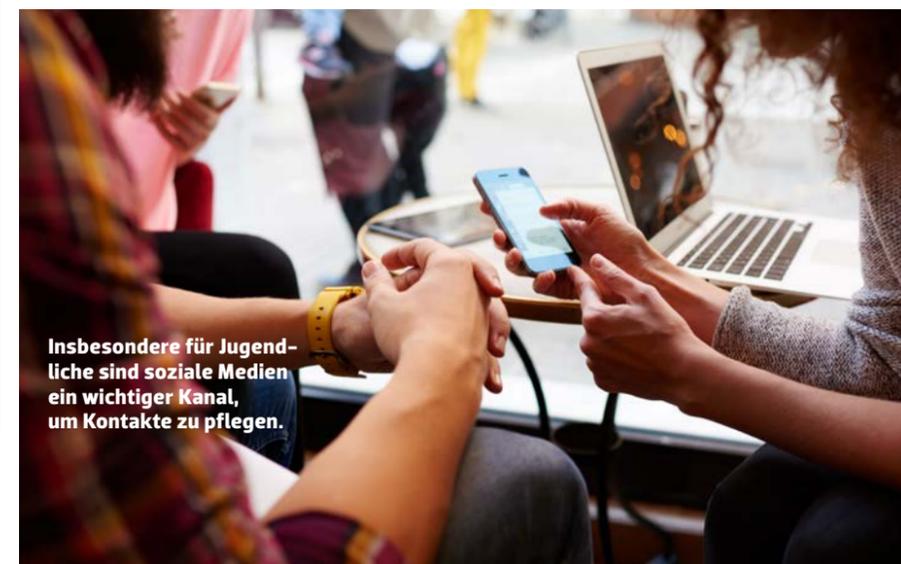
Doch erst eine Untersuchung von Basketballspielern der NBA hat ans Licht gebracht, dass Teams, in denen sich die Spieler besonders oft berühren, auch die besseren sind. Drei Forscher der University of Berkeley in Kalifornien stellten die These auf: Wenn Körperkontakt die Zusammenarbeit von Teams verbessert – wofür es zahlreiche Belege gibt –, müssten Spieler von Berührungen während des Matches profitieren und am Ende siegreicher sein.

Und genau so war es. Die Forscher studierten das Berührungsverhalten von 294 Basketballern aller 30 NBA-Teams während der Spielzeit 2008/09. Sie fanden heraus, dass eine Mannschaft, die in der ersten Hälfte der Saison besonders viele Umarmungen, High fives und Schulterklopfer ausgetauscht hatte, sich in der zweiten Hälfte der Saison deutlich verbesserte. Ihre Spieler harmonisierten mehr, ihre Superstars kooperierten stärker und gaben häufiger den Ball ab. Allerdings, schränken die Forscher in ihrem Fazit ein, gibt es im Basketball eben auch ein ritualisiertes Berührungsverhalten, das sich nicht einfach auf andere Teams übertragen lässt, etwa in Schulen oder in Büros.

**A**ber wer weiß? Das Gemeinschaftswesen Mensch ist extrem findig, wenn es darum geht, sein Bedürfnis nach Nähe zu befriedigen. Dazu gehört auch unser Drang, Dinge zu vermenschlichen. Wir geben unseren Autos Namen und beschimpfen den Drucker im Büro. Was sich ►

**Verzerrte Weltsicht**

2016 zeigte eine Studie: Sozial isolierte Menschen neigen stärker zu Verschwörungstheorien als Menschen mit dichtem sozialen Netz. In Folge kapseln sie sich von Andersdenkenden ab und verlieren noch stärker den Anschluss an die Außenwelt – ein Teufelskreis.



Insbesondere für Jugendliche sind soziale Medien ein wichtiger Kanal, um Kontakte zu pflegen.

FOTOS: GETTY IMAGES (2), ALAMY, SHUTTERSTOCK

schrullig anhört, ist für Psychologen nur ein weiteres Zeichen unserer hochgradig sozialen Natur.

Doch kann die menschliche Sehnsucht nach Körperkontakt auch von einer Maschine erfüllt werden? Von einem Roboter etwa? Frühe Studien von 1994 zeigen bereits, dass Menschen mit Computern auf soziale Art interagieren, indem sie zum Beispiel Höflichkeitsformen wahren oder den Maschinen ein Geschlecht zuschreiben, wenn die mit weiblicher oder männlicher Stimme sprechen.

Alexis Block ist Doktorandin am Max-Planck-Institut (MPI) für intelligente Systeme in Stuttgart. Sie weiß um die Bedeutung von Körperkontakt – und darum, dass dieser etwa bei pflegebedürftigen Menschen vielfach zu kurz kommt. Deshalb hat sie mit ihrem Team den »Huggiebot« erfunden. Nicht als Ersatz für echte Zuwendung, sondern als Ergänzung, wie sie betont. Der Kuschelroboter von menschlicher Größe lässt sich nicht nur umarmen,

**Lukrative Kontakte**

Nach der Wende stieg das Haushaltseinkommen von Westdeutschen mit Familie in den neuen Bundesländern überdurchschnittlich stark an. Offenbar konnten sie wirtschaftliche Chancen, die sich dort auftaten, aufgrund ihrer Kontakte besser nutzen.

sondern erwidert die Zärtlichkeiten, indem er die Menschen sanft an sich drückt – sehr zu deren Freude, wie Alexis Block beobachtet hat (siehe Interview unten) Noch gibt es keinen stichhaltigen Beweis dafür, dass die Wirkung einer Roboter-Umarmung mit der eines Menschen vergleichbar wäre – das möchte Alexis Block als nächstes untersuchen.

**DAS NETZ DER ZUKUNFT**

**W**as passiert in Zukunft mit uns als Gemeinschaftswesen? Wird Roboter-Fürsorge menschliche Nähe ersetzen, so wie wir echte Freunde gegen virtuelle Kontakte in den sozialen Medien eingetauscht haben? Das glaubt Sherry Turkle, Soziologieprofessorin am Massachusetts Institute of Technology (MIT) und Expertein auf dem Gebiet der Mensch-Maschine-Beziehung. Sie behauptet: »Das digitale Zeitalter gefährdet, was

**In den Armen einer Maschine**

Die Robotikexpertin Alexis Block, 26, ist die Erfinderin des »Huggiebot«, eines Roboters, der Menschen umarmt. Seit 2017 erforscht sie seine Wirkung. Ihr aktuelles Modell ist beheizt, gepolstert und hat – anders als sein Vorgänger – ein animiertes Gesicht, das lächeln und zwinkern kann. Im Juni 2020 ließen sich für eine Studie 32 Teilnehmer vom Huggiebot 2.0 umarmen.

**Für die Probanden war das der erste Kontakt mit einem sozialen Roboter. Wie haben sie reagiert?**

Alexis Block: Viele Probanden haben sich verhalten, als sei der Roboter ein lebendiges Wesen mit Gefühlen. Wenn er sie nicht an sich drückte, sondern nur die Arme um sie legte – was die Software steuert –, sagten manche hinterher: »Der Roboter war nicht nett zu mir. Er wollte mich gar nicht umarmen.« Oft wurde ich auch nach seinem Geschlecht gefragt.

**Welche Reaktionen haben Sie überrascht?** Offenbar gibt es große Unterschiede im

Bedürfnis, wie lange eine Umarmung andauern soll. Ein Teilnehmer einer vorherigen Studie wollte sich minutenlang nicht aus der Huggiebot-Umarmung lösen. Ich hatte schon Sorge, der Roboter hätte eine Störung. Anschließend hat der Mann erzählt, er habe diese lange Umarmung gerade dringend gebraucht. Gegenüber einem Freund wäre ihm der Wunsch jedoch peinlich gewesen. Eine andere Probandin sagte, dass sie sogar lieber vom Huggiebot umarmt werde als von einem Menschen. Weil sie bei einem Roboter weiß, dass sie die Dauer der Umarmung steuern kann, ohne sich rechtfertigen zu müssen.

**Sie haben Ihre jüngste Studie mitten in der Coronapandemie gemacht, in einer Zeit des Social Distancing. War das ein Thema?**

Ja, war es. Etwa ein Drittel aller Teilnehmer

sagten, dass sie sich auf die Huggiebot-Umarmungen freuten, weil sie seit Monaten keinen Menschen mehr umarmt hätten. Das bestätigt mir, wie sehr wir diese Form der festen Berührung brauchen. Sie reduziert Stress und führt zu einer erhöhten Ausschüttung des Bindungshormons Oxytocin. Das ist eine sehr wohltuende Art des Körperkontakts.

**In einer weiteren Studie würden Sie gern die Wirkung einer Roboter-Umarmung mit der eines Menschen vergleichen. Wie könnten Sie dabei vorgehen?**

Mich interessieren vor allem die physiologischen Effekte. Ich möchte bei den Teilnehmern den Oxytocin-Spiegel und den des Stresshormons Cortisol messen. Beides lässt sich über Speichelproben bestimmen. Meine These ist, dass der physiologische Effekt einer Umarmung, die erwidert wird, sehr groß ist. Selbst wenn sie von einem Roboter stammt.



Alexis Block mit ihrer Schöpfung, dem Huggiebot 2.0



Architekt Jan Gehl entwickelte mit dem Verkehrsministerium von New York ein Konzept, um die Metropole fußgängerfreundlicher zu gestalten. Teile des Times Square wurden für den Verkehr gesperrt – und sind es bis heute. Die Fotos zeigen den Platz im Frühjahr und Herbst 2009.

uns menschlich macht. »Soziale Medien würden die Qualität unserer Beziehungen verändert, vor allem bei Jugendlichen. Sie würden lernen, Freundschaften an- und auszuknippen wie Lichtschalter: »Man zieht sich zurück«, glaubt Turkle, »bevor man abgelehnt wird.«

Zu einer anderen Einschätzung kommt das Science and Technology Committee des britischen Unterhauses. 2019 veröffentlichte es einen Bericht zum Einfluss sozialer Medien auf Kinder und Jugendliche, gestützt auf diverse Studien und Umfragen. So ergab die Befragung von 1000 jungen Menschen im Alter von 11 bis 25 Jahren, dass soziale Medien ihnen dabei helfen, »Freundschaften zu pflegen und aufrechtzuerhalten«. Die Online-Kommunikation machte es ihnen möglich, »offener und ehrlicher über Gedanken und Gefühle zu sprechen«. Und in einer weiteren Befragung gaben sieben von zehn Teenagern an, dass Kontakte in den sozialen Medien ihnen über schwierige Zeiten hinweggeholfen hätten.

**A**uch erwähnt der britische Report, was oft unter den Tisch fällt: Das Internet gibt jungen Menschen eine Stimme im politischen Diskurs, die sie früher nicht hatten. »Wir sind zu einer der am stärksten vernetzten und weltoffensten Generationen aller Zeiten geworden«, zitiert der Bericht eine Jugendliche. Fridays for Future, die globale Jugendbewegung im Kampf gegen die Klimakrise, konnte überhaupt nur so groß werden, weil es soziale Medien gibt.

Im Gegensatz dazu setzt die moderne Stadtplanung wieder auf echte Begegnungen zwischen Menschen, ganz analog, in der Lebensform der Zukunft:

den Städten. Nach einer Prognose der Vereinten Nationen werden im Jahr 2050 knapp 70 Prozent der Weltbevölkerung in einer urbanen Umgebung wohnen. Aber wie sieht eine Stadt aus, die ihren Bewohnern gut tut?

Sie kommt – zumindest im Zentrum – ohne Autos aus, sagt der dänische Architekt Jan Gehl. Er ist weltberühmt geworden mit einer Stadtplanung, die den Menschen in den Mittelpunkt stellt. Seine Heimatstadt Kopenhagen hat er in einen Gemeinschaftsraum verwandelt, in dem die Bewohner als Radfahrer und Fußgänger unterwegs sind. Nur so können sie sich buchstäblich über den Weg laufen und einander nah sein. »Menschen mögen an Städten andere Menschen«, sagt Gehl. Wo früher Parkplätze waren, gibt es in Kopenhagen nun Begegnungszonen, Cafés und Spielplätze. Was dazu geführt hat, dass in den Straßen wieder viel mehr Kinder und alte Leute zu sehen sind.

Und so wird ein alter Mann in Kopenhagen wohl eine Parkbank ansteuern, wenn ihm zu Hause die Decke auf den Kopf fällt. Er wird sich kaum genötigt fühlen, einen Banküberfall zu simulieren. Stattdessen stehen seine Chancen gut, dass er einen anderen Menschen zum Plaudern findet. ■



**Katharina Jakob** setzt große Hoffnungen in das Gemeinschaftsgefühl von Menschen, um beispielsweise die Klimakrise noch zu bewältigen.

**PM KOMPAKT**

- Die **soziale Natur** des Menschen entwickelte sich vor hunderttausenden Jahren bei der gemeinsamen Jagd.
- Studien zeigen: Gemeinschaft fördert Glück und Erfolg, soziale Isolation macht uns **körperlich krank**.
- Das **Internet** fördert nicht die Vereinzelung, sondern ist ein neuer Kanal für Kommunikation und Kooperation.



FOTOS: ALEXIS E. BLOCK & KATHERINE J. KUCHENBECKER, JAN GEHL ARCHITECTS (2); 3-D-ILLUSTRATION: MAX KULICH